

08

---

Small stories

# 08

---

## Small stories

**Anne Storch**

Universität zu Köln

*astorch@uni-koeln.de*

Wie in jedem Jahr, so gab es auch in diesem Sommer 2017 Berichte, die darüber informierten, dass dem Reisen etwas zutiefst Überraschendes und Unkalkulierbares innewohnt. Am Wochenende des fünften auf den sechsten August haben ungewöhnlich hohe Temperaturen in ganz Südeuropa geherrscht, welche die Reisenden anstregten und belasteten. Das Innere der Autos, die Balkone, Terrassen der Restaurants, Panoramawege und sonnigen Liegen waren zu meiden. Die Hitze, so hieß es, fordere wohl bald ihre ersten Opfer, Alte und Kinder zuerst, auch in Fahrzeugen vergessene Tiere vielleicht. Auch der Umgang mit den

sonst so selbstverständlichen Annehmlichkeiten des Sommers sei zu überdenken. Das Wasser, das gebraucht wurde um die Parkanlagen an den gewohnten Urlaubsorten zu bewässern, kühlende Duschbäder zu spenden und Schwimmbecken zu befüllen, musste man nun sparsam verschwenden. Die Unschuld von Wasserrutschen, Eiscreme und Sonnenöl schien dahin, und den Ferien schien nun eine Ahnung des Apokalyptischen innezuwohnen.

Etwa zur gleichen Zeit war es zu einer außerordentlichen Anzahl an Reisenden gekommen. Die Urlauber schienen die Apokalypse nicht zu fürchten, sondern sich nach der

Erfahrung ungekannter natürlicher Gewalten regelrecht zu sehnen. Diese Sehnsucht schien jedoch an den unterschiedlichen in der Hitze flirrenden Orten des Südens verschieden stark ausgeprägt zu sein. Dort, wo man seinen Körper schon immer der grellen Sonne preisgeben konnte, vielleicht sogar musste, rückten die Urlaubenden einander so sehr näher, dass die übergroße Sommerwärme noch durch das Aneinanderhaften unzähliger Körper gesteigert werden konnte. Orte des Südens, die schon immer für ihre alle Grenzen überschreitenden Besucher bekannt zu sein schienen, Orte des Exzesses und der Verschwendung, wurden nun zu Orten des Niedagewesenseins, des Unerwarteten und Unglaublichen.

Mallorca, das sich in übergroßer Hitze nicht ausdehnt wie alles Stoffliche sonst, sondern sich zusammenzieht, und zwar auf die Größe des *Ballermanns*, wurde nicht nur zu einem Ort des Südens, an dem Temperatur- und Naturereignisse unerwartete Erfahrungen gewährten, sondern die dort sich versammelnden Personen zu einer enormen Masse verschmolzen. Ihre Ankunft an den Stränden und auf den Promenaden schien alles zu stürzen. Der Flughafen auf Palma de Mallorca wurde über seine Kapazitäten hinaus so strapaziert, dass die Flüge dorthin und auch von dort wieder weg sich bald viele Stunden (dreieinhalb Durchschnittsstunden ganz genau) verspäteten. Jede Minute soll ein Flugzeug dort gelandet sein, und die aus all diesen Flugzeugen hinausquellenden Menschen sollen sich um Leihwagen und die letzten freien Hotelzimmer gezankt haben.

Ansturm und Hitze erhalten in solchen Berichten stets eine besondere Bedeutung – sie sind die Naturgewalten, die zwischen dem



Abb. 1:  
Vorbereitung auf das Niedagewesene, noch fast daheim.  
(A. Mietzner)

Alltag und dem Besonderen, dem Urlaub also, liegen, und sie sind sonst höchst banale Elemente der Berichte und Erzählungen vom Reisen. Diese Banalität wurde aber am *Ballermann* für eine gewisse Weile außer Kraft gesetzt. Zur gleichen Zeit konnte man nämlich auch Berichte lesen, die sonst wohl eher zu den apokryphen Texten der Sommernachrichten zählen: Berichte über Touristen, die auf eine sonderbare Art versachlicht wurden, nicht als wogende Welle, sondern als schlecht erzogener Müll:

PALMA DE MALLORCA, im Juli. Aus den Kommentaren spricht die Wut. Es

ist die Rede von „Schweinen auf zwei Beinen“ und „Mülltourismus“. Mehr als 11 300 Menschen auf Mallorca haben den Aufruf an die Regionalregierung unterzeichnet, an der Playa de Palma in El Arenal, Palmanova und Magaluf endlich durchzugreifen: „Wir sagen ‚Ja‘ zum Tourismus, aber ‚Nein‘ zu Respektlosigkeit.“ Gemeint sind die Urlauber, unter ihnen viele Deutsche, die sich an den Stränden westlich von Palma bis zur Besinnungslosigkeit betrinken und sich benehmen, wie sie es zu Hause nie tun würden. Der Bürgermeister von Palma de Mallorca, Antoni Noguera Ortega, warnt vor einer „Deutschen-Phobie“. Es sei ein kleiner Teil der Urlauber, aber

„der Abschaum, der uns geschickt wird, ist nicht angenehm“.

Aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (24. Juli 2017, S. 7)

Diese Besucher, die offenbar unter denen im Minutentakt aus Deutschland eintreffenden Touristen sind, stellen eine besondere Kategorie der Reisenden dar: Touristischer Sondermüll. Sie werden geschickt. Das Wort ‚Mülltourismus‘ gehört zu diesem Verb, denn natürlich ist dieses Wort keine Neuschöpfung eines Journalisten, sondern seit langem etabliert; es bezeichnet die in der Regel illegale Verschickung von schwer entsorgbarem Abfall in andere, möglichst ferne Teile der Welt, wo sie dann ungeahnte Schäden in der Natur und bei den Bewohnerinnen und Bewohnern dieser Weltgegenden anrichten. Den Mülltourismus auf Mallorca soll man sich ein wenig so vorstellen wie das Entsorgen derer, über deren Inadäquatheit Einvernehmen besteht, an von nun an verdorbenen Stränden, deren ursprüngliche Bevölkerung sich gegen diese Bedrohung ihrer Unversehrtheit zur Wehr setzt. In der großen Hitze dieser Sommerwochen zieht sich nicht nur Mallorca auf die Größe einer Strandpromenade zusammen, sondern verschmelzen auch die Besucher dieser Strandpromenade zu einem Klumpen schwer entsorgbaren Abfalls. Welche Geschichten werden aber hier erzählt, und welche Bilder gedacht?

Das Bild, das ich zu sehen erwarte, ein Sommerkleid zerschwitzend, ist das des absolut zerstörerischen Exzesses, des Fressens und Saufens und Hurens, wie – vielleicht – auf einem Bild von Hieronymus Bosch oder aus einem Film der siebziger Jahre, als man so etwas noch gerne zeigte. Aber meine Reise

Abb. 2:

Das Niedagewesene ist der Exzess. Am fünften August, dem vollsten Tag aller bisherigen Zeiten am *Ballermann*, findet er ohne Personen und dafür diskursiv extrem statt. Nagelstudio in El Arenal. (A. Storch)



führt mich nicht zu dieser Art Party und nicht zu den Rinnsteinen, in denen die Verkommenen in ihrem Erbrochenen hinwegtreiben. Hier wird erzählt, nicht untergegangen. Und der Topos des Partytourismus als eine Form der Inversion des Reisens, als Antitourismus, ist etabliert und gerade für Ziele wie den *Ballermann* auf Mallorca ganz und gar präsent.

Das, was den Antitourismus nun aber so skandalös und erschütternd macht, und was die Orte und Protagonisten des Antitourismus fortwährend als das Abjekte und somit Abzustoßende erscheinen lässt, scheint mir das unbedingte Zurückgeworfensein auf sich selbst zu sein. Während John Urry (2002) in der Nachfolge Foucaults von einem touristischen Blick schreibt, der eine bestimmte Form von konsumierbarer Landschaft entstehen lässt, in der ‚Kultur‘ durch einige wenige emblematische Objekte bzw. Zeichen repräsentiert und dadurch vereinheitlicht wird, Unterschiede innerhalb der besuchten Gesellschaft aber verschattet und gleichzeitig die Differenz zwischen den Betrachtenden (den Touristen) und den Betrachteten (den Gastgebern) betont werden, ist dies in massentouristischen Orten wie dem *Ballermann* nicht so sehr der Fall. Urrys *Tourist Gaze* ist eine profitable Strategie, das Andersartige in der Alltagswelt fremder Menschen zu betonen und so zu einem wirtschaftlichen Gut zu machen. Im Grunde finden sich sehr ähnliche Konstruktionsstrategien von Alterität und Identität auch im Museum, das ja nicht zuletzt oft ein Ziel Reisender ist. Am *Ballermann* und vergleichbaren Orten ist das

Museum der Ort selbst – man bestaunt den Ort des eigenen Feierns und Trinkens, den *Megapark* und den *Bierkönig*, die man gesehen haben muss und die ‚Kult‘ sind. Der Blick richtet sich also auf das Selbst und produziert in einer gewissermaßen narzisstischen Weise einen Exotismus, der sich aus den dargebotenen Besonderheiten des Eigenen speist<sup>1</sup>. Die Inversion des Reisens im Antitourismus ist eine Inversion des Blicks. Die Landschaft, auf die geschaut wird, ist eine – wenn auch ironisch gebrochene – Imitation der Landschaften des eigenen Alltags: in Großraumlokalen mit Fassadendekoration aus Lüftlmalerei, Fachwerk und Kutscherlampen werden Schnitzel, Currywurst und Kölsch serviert, es erklingen deutschsprachige Partylieder, die stark an Karnevalshits erinnern (und auch an Karneval gespielt werden können), und es wird auf Großbildschirmen die deutsche Bundesliga übertragen. Die sprachlichen Landschaften in diesen Räumen sind nicht divers, und auch nicht davon geprägt, dass Schnipsel lokaler Sprachen gewinnbringend vermarktet werden, sondern sie sind deutsch. Das heißt keineswegs, dass es hier monoton zugeht, denn das, was an Sprache auf Architektur, in Anzeigen, Speisekarten, auf T-Shirts und auch in Form der abgespielten oder auf der Bühne dargebotenen Texte präsent ist, ist divers, indem es sich explizit nicht an Standards orientiert und mit orthographischen Fehlern spielt und so Nähe herstellt. Dieser Ort ist ganz besonders das Eigene, weil hier sogar das Private – das verkehrte Schreiben – in die Öffentlichkeit darf.

---

<sup>1</sup> Hier ist ein Gedanke angebracht: „Vermutlich gibt es kein wahres Ich des Touristen. Am Ballermann ist er, was er nicht ist. Aber offensichtlich ist er doch so, sonst würde er ja am Ballermann nicht so sein.“ (Janine Traber, pers. Komm., Oktober 2017)

Das Apostroph als einladende Geste, typographisches Du (Beobachtung Ingo Warnke, Juli 2017), die rheinische Mundart als Bestätigung der Äquivalenz der hier Versammelten.

Die Banalität des Ortes *Ballermann* ist kalkuliert und keineswegs trivial. Anders

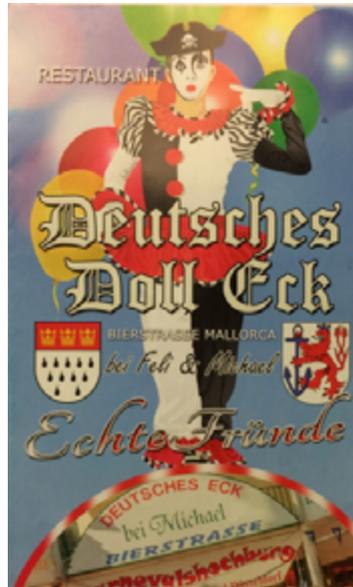


Abb. 3-4:  
Das Niedagewesene muss sich auf das Vertraute beziehen. Werbung für Freibier (*Playa News* 05.08.2017, S. 2) und Karnevalsfeier (Prospekt des *Deutschen Eck*, Februar 2017)  
(A. Storch)

als Crispin Thurlow und Adam Jaworski (2011) beobachten, wird hier nicht Sprache der bereisten Orte konsumfertig aufbereitet, sondern die Sprache des zurückgelassenen Zuhauses, das in einer paradoxen Form auch ein mitgebrachtes Zuhause ist – *Mallorca, da bin ich daheim*, singt es aus den Lautsprechern im *Bierkönig*. Die Architektur solcher Orte nennt Felizitas Romeiß-Stracke (2010: 20) folglich „autistisch“; sie ist nichts, womit man sich in Fachkreisen ernsthaft abgeben möchte: „Für

Architekten sind Touristen ‚die Anderen‘: Menschen mit Badeschlappen und weißen Hütchen, sangriaseelig [sic] grölende Proleten, Röstfleisch am Strand, schrill gekleidete Biker und hinter dem Fähnchen der Fremdenführerin her dackelnde Muttchen in Gesundheitsschuhen. Von Ästhetik keine Spur.“

Und hier kommt eine zweite Ebene der Inversion ins Spiel: Das Karnevaleske und Grenzüberschreitende, das den Gebrauch dieser Alltagslandschaften charakterisiert. An diesem Ort, der nicht ist was die Ferne sein soll, verhält man sich so, wie man es in der Heimat nicht tut – man läuft nahezu unbedeckt auf die Straße, trinkt und übergibt sich öffentlich, verbirgt auch sonstige Körperfunktionen nicht und hält keine Distanz zur sozialen Umgebung. Diese Transgression hat etwas Dekadentes, etwas dezidiert Südliches, Tropi-

sches (etwa im Sinne von Taussig 1999: 80 ff.), und sie gehört nicht zum Fachwerkensemble, in dessen Umfeld sie sich ereignet. Wer so ist, wer die ‚Kultur‘ des Reiseortes durch die eigene ersetzt, Schnitzel isst statt Paella, sich feiernd berauscht anstelle still in Betrachtung natürlicher Schönheit zu versinken, wer ‚Begegnung‘ nicht als fremdkulturelle Erfahrung (Thurlow und Jaworski 2011: 268) sondern als spontanen Geschlechtsverkehr sucht, ist kein guter Tourist, trotz Einbeziehung des Mischgetränks

Sangria. Wer hier urlaubt, und das sind viele, ist Müll, *white trash*, Prolet.

Und dennoch bleibt die Inversion stets nur eine vorübergehende, eine kurze Verwirklichung des Utopischen. Die Gäste am *Ballermann* bleiben nicht lange, ein Wochenende oder eine Abiturientenfahrt lang vielleicht. Das Proletarische, Dekadente erweist sich als Darbietung des ‚als ob‘, eine Möglichkeit. In diesem ‚als ob‘ des Niedagewesenen findet nicht nur eine Verengung des Blickwinkels statt, schnurrt nicht nur alles zusammen (die Hitze, die Hitze), sondern verlieren sich auch die Konturen von Selbst und Anderem. Ich bin, im schlecht sitzenden Sommerkleid, die gleiche Person wie die im LOOKI-LOOKI-Höschen; Antitouristin, Sonnenbrillenträgerin bei Nacht, anspruchlose Trinkerin, Öltropfen am Kinn vom Gambaessen, bereit für die Party im *Megapark*. Und doch: Auf meinem Dienstreiseantrag für diese Augusttage stand „Feldforschung“. Ich bin hier zur Arbeit und arbeite. Aber anders als bei meinen früheren „Feldforschungen“, die an richtigen Orten stattfanden, wo ich nicht zu der werden musste, die ich zu erkunden glaubte, bin ich hier vom Abjekten und vom Anderen – meinem exotistischen Selbst – nicht zu trennen. Ich werde zum Objekt meiner eigenen Absichten, fülle eine Rolle aus, die andere mir zugeschrieben haben, und zu der ich durch meine Legitimation diesen Nicht-Ort betreten zu dürfen (dreieinhalb Stunden durchschnittliche Verspätungszeit, der Flughafen, das Warten, das Einkaufen) und durch meine Teilhabe am Antitourismus (die Hitze die Hitze, das Kleid, das Selfie, das Handy) verurteilt bin. Während ich den Öltropfen vom Kinn wische, überlege ich, dass ich niemals etwas anderes getan haben könnte – Rollen gespielt, die mir



Abb. 5:

Auch noch nicht so oft dagewesen: Neu gekauftes LOOKI-LOOKI-Höschen, fotografiert beim Abendessen

(A. Storch)

das im Grunde immer auf die Größe einer Strandpromenade sich zusammenziehende Feld (die Hitze, die Hitze) auferlegt.

Abends, vor einem Lokal zwischen *Megapark* und *Schinkenstraße*, am Meer (Carretera Arenal). Eine Gruppe junger Männer läuft vorbei, spaßend einander ermutigend. Sie tragen einen riesigen aufblasbaren Phallus, vielleicht in der Absicht zu provozieren, vielleicht, um das Ding als Badespielzeug zu verwenden, vielleicht als Mutprobe. Ich

lache; der riesige Phallus erinnert an hölzerne Objekte in Japan, die durchaus ernst gemeint sind, und passt aufgrund dieser Assoziation auf einmal gar nicht hierher. Die Männer, offensichtlich erfreut über eine Reaktion, imitieren im Falsett das weibliche Lachen „oho, ein Penis, und ein weißer dazu“. Warum weiß, warum dies?



Abb. 6:  
Weißer Penis, leider platt.  
(A. Storch)

Die Konstruktion des ‚Felds‘ und der Person, die ich dort sein soll, wird transparenter, wo es banal zugeht. Der *Ballermann* mit seiner zur Exotik gewendeten Alltäglichkeit lenkt den Blick auf das Eigene, so wie er gleichzeitig die dort außerdem Anwesenden, die nicht an der Performanz der deutschen Grenzüberschreitungen teilnehmen, zu marginalisieren scheint. Dies ist eine Art mehrfache Brechung: Der Ort ist eine Imitation deutschen Alltags, die

Transgression als Inversion touristischer Praxis zielt auf die Verortung im Süden (Mallorca), und diejenigen, die ebenfalls dort sind, sind mehrheitlich, so scheint es, Migranten wie die Touristen auch.

Die Zimmermädchen und Raumpflegerinnen, Strandverkäufer, Masseurinnen, Straßenhändler, Straßenkünstler, Kellner, Tänzerinnen, Sexarbeiterinnen und DJs sind Menschen, die aus unterschiedlichen Teilen der Welt an massentouristisch genutzte Orte kommen, um dort temporär, aber doch über Jahre, zu arbeiten und zu leben. Sie kommen aus Nigeria, Senegal, Indien, China, Rumänien, Ungarn, Brasilien, Argentinien und anderen Ländern, meist des globalen Südens und wirtschaftlich weniger attraktiven Regionen Europas. Kommunikative Praktiken an diesem Ort sind durch die Präsenzen dieser Akteure zwar divers und komplex, doch schreibt sich *diese* Diversität kaum in die Architektur dieses Ortes ein. Sie ist hörbar und wird verkörpert, aber sie entzieht sich jeder Transformierung von Sprache in ‚Daten‘.

Die im Zuge der disziplinären Sozialisierung erlernten Strategien und Methodologien der Datenproduktion scheitern aber nicht nur an der Künstlichkeit dieses das Selbst reproduzierenden Ortes, sondern auch an der extremen Form, in der einem eine bestimmte Rolle an diesem Ort zugewiesen wird. Hier wäre ‚Forschung‘ eine solche Transgression, dass sie undenkbar erscheint. Was soll denn auch der Hintergrund einer Untersuchung von linguistischer Diversität am *Ballermann* aus Sicht der Beteiligten sein? Der mühsame Versuch, die wahre Identität einer Sozialarbeiterin zu verbergen, Selbstverwirklichung auf Steuerkosten, ein Witz, ein Fernsehbeitrag für



Abb. 7:

Das sind jetzt Daten: Ein besonders schönes Stück aus der Motto-T-Shirt-Sammlung mit mehrsprachiger (multilingualer) niedagewesener Aufschrift.

(A. Storch)

die Privaten? Aufnehmen, Abfragen, teilnehmend Beobachten – all diese etablierten Darbietungen des Expertentums werden hier sofort *ad absurdum* geführt, von Feiernden torpediert, den hier Tätigen gefürchtet oder ignoriert. Hier darf mit dem Smartphone fotografiert und mit dem Partymegaphon aufgenommen werden, aber es darf nicht *erhoben* und *dokumentiert* werden. Die Utopie kann nicht analysiert werden, aber sie kann verstanden werden. Die Konsequenz der eigenen Anwesenheit am *Ballermann* ist, dass auch wir in das Performative eingeschlossen werden. Wir sollen mittun,

sind mittendrin, dabei, trinken noch einen mit, kaufen Sonnenbrillen, geben Trinkgeld auf dem Klo, wo getanzt wird, sind Mitspielende bei den Aufführungen auf dem Narrenschiff, das am Strand und im Biergarten dargeboten wird.

Eine Gruppe junger Leute kommt näher, während ich auf dem Mäuerchen sitze und schaue. Zwei Straßenhändler aus Senegal wollten uns ihre Sortimente zeigen (Sonnenbrillen, Uhren, Äffchen), und nun sprechen sie mit der Kollegin über zuhause, auf Wolof. „Ganz, ganz billig – jööööh“ tönt die Gruppe. Ein Megaphon wiederholt ständig im Refrain „Spreiz deine Beine, zeig die Fotze“. Das Gespräch über Orte im Senegal verläuft ruhig weiter. Soundscapes, die sich überlagern aber nicht berühren. Ein Mann im Rammstein-T-Shirt kommt als nächster vorbei, schwankend. Er hört etwas Unvertrautes, wird aufmerksam, setzt sich und lehnt sich schwer und schweißfeucht an mich. „Isch will Spanisch lerne, isch will Spanisch lerne“, erklärt er mir. Ich nicke. Nach einer Weile, auf F. und ihre Gesprächspartner deutend: „Is gar kaa Spanisch gell.“ „Net werklisch“. Der Händler schaut irritiert, ob es hier Probleme geben könnte. „Isch wollt halt bloß Spanisch lerne“, wird er freundlich vom Rammstein-T-Shirt beschieden. Der Schwankende grinst verlegen, zupft am Plüschäffchen des Händlers, tut als wolle er es ins Meer schmeißen. Der Händler lächelt und redet weiter mit der Kollegin, auf Wolof.

Man könnte natürlich darüber nachdenken, wer hier was tut. Während wir permanent in unsere Rollen verwiesen werden, weil andere konstruieren, wer wir sind, könnten wir doch immerhin eine Innensicht davon gewinnen, wer an diesem Ort innovativ ist, wer sprachlich was drauf hat, was bewegt.

„Looki looki“, sagt F. Ein alter Mann, auch er aus dem Senegal, bleibt vor ihr stehen und erwidert „Hunder, hunderfunsisch, hundersibik“.

Regen und Bundesliga. Der Strand leert sich, die Bierstraße füllt nichts als Stille. Keine Arbeit für die *vendeurs*, keine Kundinnen für die Haarflechterinnen und die Masseusen. Ein ruhiger Nachmittag, schlechte Geschäfte, man wechselt nach Palma. Keine Sprachperformance hier, nur ruhige Blicke, und Regenschirme im Angebot. – Ein Mann wird festgenommen: fünf Polizisten, Motorräder, Autos. Die Deutschen sehen zu wie bei einem Straßenzirkus. Etwas Abwechslung – man gewöhnt sich daran, man kennt das. Die Schwere des Schicksals wird gemindert durch die Gewohnheit. Der Mann braucht einen Pass, den er nicht hat, offensichtlich auch keine anderen Papiere. Er braucht ein Papier, welches bleibt unklar, vielleicht einen Arbeitsvertrag, um einen Pass zu erhalten, den es ohne Arbeitsvertrag nicht gibt, für den man einen Pass braucht, der mit dem Arbeitsvertrag zu erlangen ist. Die senegalesische Botschaft ist in Madrid, in Palma sei nichts, nur Ärger, besonders jetzt,

besonders wenn man ein Formular nicht auf Katalanisch ausfüllen kann. Seit wann war er nicht mehr daheim im Senegal? „Le Sénégal, pourquoi? Moi?“

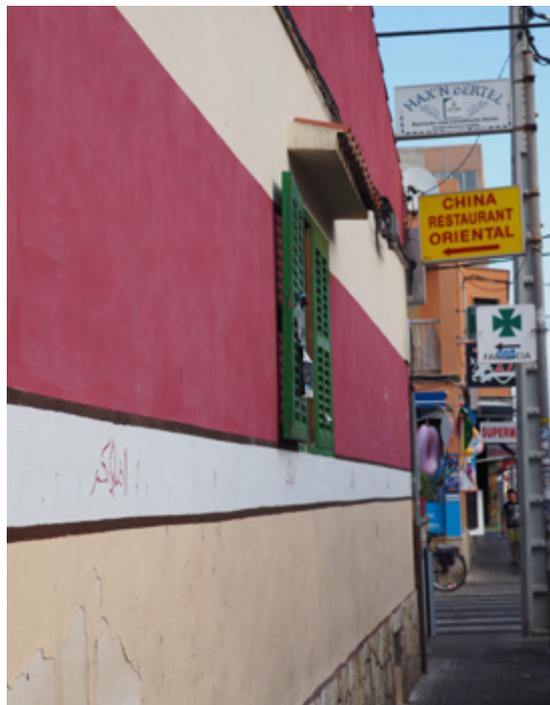


Abb. 8:

Andererseits – zu wem spricht diese linguistische Landschaft, drei Straßen hinter dem *Ballermann*? Das Niedagewesene lässt viele Schilder und Richtungen hinter sich zurück.

(A. Storch)

Das, was nur so scheint als ob, der Exzess, der geskriptet und kalkuliert ist, die Darbietung von Fremdheit und Andersartigkeit, sind stets greifbar in all der Künstlichkeit, die diesen Ort (und von mir aus auch meine Rolle dort) ausmacht. Aber diese Erkenntnis ist keine Hilfe. Die Leere der Partystraßen und Clubs am frühen Nachmittag bietet keine Transparenz und auch keine Geschichten. Hier will nichts

erzählt und erklärt werden, Schicksal dokumentiert und Bericht gegeben werden vom Niedagewesenen. Das Erlebte behält man für sich, es ist besser so, wozu sollen andere einen so genau kennen müssen? Auskünfte bleiben vieldeutig, Herkünfte multipel und Erzählungen den Erwartungen der gefragt habenden und zuhörenden Person gemäß. Wer hier miteinander redet, spielt und führt etwas vor; das macht Spaß und auch Sinn, denn es sichert ab. Erkannt und verstanden werden will auch ich nicht. Ich bin auf Dienstreise, ich forsche. Ich bin verkleidet als Touristin und zwar als eine, die immer wiederkommt. Ich kenne mich *hier* aus, an *diesem* Ort, den ich – unsichtbar mit dem Mülltourismus aus der Tageszeitung eins werdend – in diesem Jahr das vierte Mal besuche. Meine Kolleginnen und Kollegen haben sich zum Ende des Semesters nicht hierhin begeben, weil Akademiker in alternative Gebirge, reflektierte Ferienwohnungen und auf nachhaltige Workshops reisen. Diese Tatsache ist ein weiterer Grund, aus dem mich hier niemand erkennt. Und auch die anderen Akademikerinnen und Akademiker, die abgebrochene Jurastudentin aus Edo, der diplomierte Elektroingenieur aus Dakar, die junge Frau mit BA in *public admin* aus dem Südosten, werden hier nicht erkannt. Sie hatten vor dem Niedagewesenen etwas anderes, aber das ging ihnen kaputt, und jetzt kümmert man sich eben um die Toiletten im Club oder die Sonnenbrillen für die Gäste. Die Frage nach dem Weg vom Davor ins Danach wird mit einer kurzen Bewegung des Zeigefingers zu den Lippen hin ungütig gemacht, und die Frage nach der Familie, den Sprachen, den Freunden mit einer Gegenfrage beantwortet. Die Feldforschung sieht das nicht vor. Auf der Feldforschung

wünscht das Feld erklärt zu werden, damit künftige Generationen wissen können, was sich an kulturellem Erbe wegverändert hat. Dadurch können sie ihr Verlorengangensein besser einschätzen, wenn es einmal soweit ist. Die Archive werden dann gefüllt sein mit Daten, die aus dem, was alte Leute gesagt haben werden, hergestellt geworden sein werden. Um dieser historischen Verantwortlichkeit nachkommen zu können, will sich das Feld offenbaren. Die Bewohnerinnen und Bewohner des Felds, die eigentlich das Feld sind, möchten alles über sich erzählen.

Am *Ballermann* möchte man das nicht, so wie man das wohl auch an anderen Orten, die Namen haben anstelle der Bezeichnung ‚Feld‘, nicht wollen muss und kann. Das darin beinhaltet Beanspruchen des Rechts auf Opazität ist ein subversiver Akt, der den objektifizierten und exotisierten Bewohner des ‚Felds‘ vor dem Zugriff der Archivierung schützt. Mir selbst würde es auch um Schutz vor dem Sich-Wiederfinden im Text, also der Entdeckung dessen, wie ein Anderer mich beschreibt und erklärt, gehen. Nichts ist mir unangenehmer, als mich in Formen der öffentlichen Bereitstellung wiederzufinden. Erklärt werden und ans Licht gezerrt werden ist vermutlich vielen Menschen durchaus unrecht, und mir ist aus dieser Vermutung heraus die ethnographische und linguistisch-anthropologische Befragung selten als ein Akt des Suchens nach gegenseitigem Verstehen, sondern als ein elendes Gezerre vorgekommen. Die Vorführung der Rolle, die andere mir gegeben haben, enthebt mich des Gezerres und Aufdeckens und Wegerklärens. Rollen sind vielleicht eine Bürde, weil ihre Darbietung die Anstrengungen der Arbeit in der Öffentlichkeit einschließt – man bedenke die mühevollen Arbeit der westafrikanischen



Abb. 9:

Vor dem Niedagewesenen ist viel Ruhe. Während der Ruhe und auch danach besteht die Möglichkeit der Undurchsichtigkeit (Opazität). Man muss nicht immer wollen, dass man von jemand anderem verstanden wird. (A. Storch)



Abb. 10:

Meinen vielleicht nicht. Indisch geführter Laden für Motto-T-Shirts.  
(A. Storch)

Darsteller des Helmut und der Sexy Banana in der Hitze und Enge des Niedagewesenen – aber sie sind auch ein Schutz, der den Zugriff auf die Person, die man hinter der Maske sein mag, vermeiden lässt. Das Spiel mit geskripteten Rollen am *Ballermann* ist dabei immer komplex und raffiniert. Es verbirgt und thematisiert gleichzeitig, etwa Erfahrungen von Migration und Fremdsein, Verletzlichkeit und Schuldigkeit.

An der Strandpromenade. „Guck Brille willst du kaufen?“ – „Nein, ich habe schon eine.“  
– „Ja, stimmt. Aber noch eine, billig!“ – Ich schüttelte den Kopf. – „Habe ich keine Kinder? Habe ich keine Kinder?“ – Abgang beide.

Die Einsicht der Notwendigkeit des Spiels und der Unabwendbarkeit der eigenen Maske ist auch ein Eingeständnis der Komplexität und Unordentlichkeit (*messiness* klingt hier meistens besser und irgendwie auch reflektierter) der sozialen Umgebung, in der wir uns bewegen mögen. Was soll hier protokolliert und dokumentiert werden? Was könnte Feldforschung hier überhaupt sein und was ein Forscher? Der *Ballermann*, Ort des Niedagewesenen, legt durch die Banalität des Exzesses des Spiels und der Unentwegtheit der Spiegelungen des Selbst nahe, dass es auf diese Fragen keine klaren Antworten mehr geben kann.

Die Rollen und die Maske der Wiederholungstouristin zwingen mich zur Kontrolllosigkeit. Dieser Begriff ist doppeldeutig wie die Maske selbst. Die Touristin, die ich bin, bewegt sich vertraut im Bierkönig, ist vielleicht betrunken, vielleicht schlecht gekleidet (die Hitze, die Hitze) und spricht exzessiv in ihr Handy – eine Figur, die ein wenig aus der Fassung geraten scheint, und die fast unsichtbar

scheint an diesem Ort. Diese Figur hat nicht nur ein wenig die Kontrolle über sich verloren, sie übt auch keine Kontrolle über diesen Ort und seine Protagonisten aus. Hier wird zwar gearbeitet, aber ohne Fragebögen zu verteilen und Archive anzulegen; hier wird nichts erklärt: *no conclusion, no learning*. Meine Figur verstrickt sich in alle erdenklichen Formen von Beziehungen zu anderen, erlebt Begegnungen, die unangenehm oder gut sind, schmerzlich, bedeutungslos, widerwärtig und bereichernd. Diese Begegnungen sind zufällig und in ihren Ergebnissen ebenso wenig vorhersehbar. Sie ergeben sich aus der Art, wie ich Wege entlangfließe, verharre, esse, trinke, müde bin.

Am Strand spazieren: Ein junger Mann steht bis zur Hüfte im Wasser, singt, und sieht mich herausfordernd an. „Scheiß auf dein Geld, scheiß auf dein Job“. Er watet etwas auf mich, die ich stehen bleibe, zu. Das Wasser reicht ihm jetzt nur noch bis zu den Oberschenkeln. Er zieht, beharrlich singend, seine Badehose ein Stück herunter, vorne, so dass ich sein steifes Glied (ich weiß nicht was jetzt reflektierter klingt: Ständer? Phallus?) sehen kann. Ich sehe kurz hin, gehe zwei Schritte weiter und bemühe mich, eine Voice-Notiz fertig in mein Handy zu sprechen. Ich rede lange, aufs Meer blickend. Der Mann darin wirkt zunehmend verstört und kommt aus dem Wasser, nun unsicher singend und die Badehose in meine Richtung lüpfend. Ich stecke meine Brille zurück in die dafür vorgesehene Hülle. Pantomime an der Strandpromenade. Ein weiß geschminkter Straßenkünstler

sitzt in einem Kinderwagen und spielt vergessenes Baby. Eine lustige, ironische Darbietung. Außer mir schauen ihm zwei Sonnenbrillenverkäufer zu, die nun, spät abends, Feierabend machen. *C'est pas un vrai bébé. Mais c'est drôle*. Ein paar Münzen in den Pappbecher, weiter. Die Füße in den brasilianischen Schlappen tun weh. Die eiden Männer bieten im Vorbeigehen ihre Brillen den Gruppen an, die an den Tischen auf dem Bürgersteig sitzend trinken und Pizza essen. *Helmut hau ab. Muttertag in Afrika ist rum*. Das war nicht nötig, das war rüde, finde ich. Die Männer nicken und sagen, ja diese jungen Leute hätten leider meistens keine Erziehung genossen und auch keine Bildung, die sie auf ihre Reisen in andere Länder vorbereitet haben könnte. Man müsse im Grunde überall Schilder aufhängen, die ihnen erklärten, was erlaubt und was verboten sei. Leider habe man es hier mit sehr vielen ungebildeten Personen zu tun. Aber das seien doch Abifeierer, wende ich ein. Das möge ja sein, aber es gebe eben nicht nur Bildung in der Schule, sondern auch im Elternhaus und im Herzen. Ich sehe mich um und finde die Strandpromenade übervoll mit Schildern, die alle mehrsprachig sind – kastilisch, katalanisch, englisch und deutsch. PALMA, EIN ZUSAMMENLEBEN IN HARMONIE.

Mittags auf dem Mäuerchen. Ein Strandhändler kommt auf uns zu. „Alles klar Shakira“, deutet auf die Sonnenbrillen, streicht über aufeinanderliegenden Plas-

tikgestelle wie über ein Körperteil und sagt „Viel Mann / Fielmann“. „Fühl mal“ hätte es auch heißen können.

Dieses Hineingezogenwerden in die Aufführung, und das gleichzeitige, äußerst widersprüchliche Draußenbleiben hat der Künstler Takahiro Iwasaki zum Thema einer Installation auf der venezianischen Biennale im Sommer 2017 gemacht. Unterhalb des japanischen Pavillons konnte man sich in eine Schlange Wartender einreihen, von denen jeder, eine Person nach der anderen, ein Treppchen besteigen und den Kopf in eine Art Rohr stecken musste. Die Köpfe der zuvor

Abb. 11:

Das ist ein ganz von Widersprüchlichkeit geprägter Moment. (A. Storch)



ernsthaft schauenden Wartenden kamen nach einigen Augenblicken wieder zum Vorschein, aber völlig verwandelt: Jedes einzelne aus dem Rohr wieder hervorkommende Gesicht lachte, schmunzelte, grinste, mit einem Ausdruck in den Augen wie ihn Kinder haben, die Scherze machen. Das Rohr steckte in einem Loch, das man in den Boden des Pavillons gebohrt hatte. Die Besucher hatten ihren Kopf durch den Boden gesteckt und sich als Teil der Ausstellung wiedergefunden, geknipst und angelächelt vom Publikum.

Was man da sehen konnte, wenn man den Kopf durch das Loch steckte, war niemals die komplette Installation oder das Kunstwerk selbst, sondern immer nur ein Ausschnitt. Und das Publikum, das man auch sah und dem man verwirrt, ein wenig verschämt und lachend entgegenblickte, schaute nicht einfach in das im Kunstwerk auftauchende Gesicht hinein, es schaute es an: Blicke, die amüsiert waren und den da zu sehenden Menschen in ein ganz eigenartiges Objekt verwandelten. Der Blick auf ein Kunstwerk, auf ein Objekt, einen Anderen ...

Die enorme Widersprüchlichkeit dieser Situation ähnelt der des Niedagewesenen und auch der des gewohnten ‚Felds‘. Man sucht den Blick auf das zu Erkundende und wird dabei zum Angeblickten, vergibt und erhält Rollen in einem Spiel, das zu unübersichtlich ist, um es vollständig verfolgen zu können. Die Idee, dass hier so etwas wie eine kohärente Beschreibung von Gesellschaft oder Sprache entstehen könnte, erscheint widersinnig. Was hier erzählt wird, sind *small stories*, kleine Einblicke in das, was wir sehen können. Aber wer erzählt? Ist die Person, die ich bin mit dem Kopf im Boden des Pavillons, eine Expertin

und Wissenschaftlerin? Muss sie das sein?

Worum dreht sich nun also die Performanz von Experten und was bedeutet das Moment der Kontrolle im ‚Feld‘? Das Konzept der linguistischen ‚Feldforschung‘ und ihre Methodologien sind kompliziert und zu keinem Zeitpunkt unproblematisch gewesen. Die Diskussion darüber, dass das Abfragen von Wortlisten und Grammatikproben eine inhärent präskriptive Methode ist, die dazu geeignet ist, strukturelle Eigenschaften aus der Metasprache auf die Zielsprache zu übertragen, ist bereits ausführlich geführt worden (u.a. Dixon 1997). Aber die vielfach als alternative Strategie der Gewinnung von ‚Daten‘ vorgeschlagenen Methodologien – teilnehmende Beobachtung und Sprachdokumentation – sind ähnlich problematisch. Sie beruhen genau wie das Abfragen sprachlichen Materials auf der Idee des Forschers als einer Person, die es versteht das Sprechen der zu beobachtenden Menschen, ihr sprachliches Wissen und ihre gesamte Situation zu erklären und zu kategorisieren. Der teilnehmende Beobachter ist immer eine kontrollierende Figur, die bestimmte Ereignisse und Zusammenhänge auswählt (andere dagegen nicht) und dann analysiert; die Sprachdokumentation verfügt ebenfalls über dieses Moment der Beliebigkeit, gleichzeitig aber auch über eine Dimension der Überwachung, was sie gleichermaßen widersprüchlich macht – ein großes kohärentes Bild von Sprache und Sprechergemeinschaft, das auf der Sammlung von kleinen Ausschnitten beruht. Auch hier sind kritische Debatten über das Paradox des Beobachters, die Feldtechnologie und deren Präsenz, und die Gestaltung der Beziehungen zwischen ‚Forschern‘ und ‚Informanten‘, ‚Sprechern‘, und so weiter längst begonnen worden (Hill 2002, Deumert



Abb. 12:

Solche Aufnahmen basieren auf Expertenwissen. Bananenschale, Teebeutel und Becherdeckel in Son Gotleu. (A. Storch)

und Storch im Druck). Was aber in der ganzen Auseinandersetzung um die Problematik der ‚Forschung‘ an sich fehlt, ist ganz offenbar das Moment der Banalität – nicht der des Alltags der Forschenden, sondern der Banalität des ‚Felds‘ aus der Perspektive derjenigen, die diese Orte bewohnen. Feldforschung findet nicht nur dort statt, wo andere Menschen ihr alltägliches Leben verbringen, sondern auch dort, wo die Figur des ‚Forschers‘ längst ihre eigene Rolle und ihren eigenen Platz zugewiesen bekommt. Das Problematische daran ist zunächst dieser Moment der Alterität, der solchen Konstruktionen stets innewohnt. Am Ende der Zeit im

‚Feld‘ steht immer der Text. Und, dass der Feldforschungsort fast immer zum exotischen Ort zu gerinnen scheint, einem hübschen Foto einer tropischen Landschaft und tropischer Architektur, ist ein Bestandteil des Genres, in das linguistische Texte und Vorträge gehören. An solchen Orten ist alles kompakt (die Hitze, die Hitze) und alles erklärt: Die Leute, die

Abb. 13:

Das habe ich so bestimmt nicht gewollt. Angst im Megapark. (A. Storch)



Sprecher, die Sprache. Natürlich wissen alle Beteiligten, dass das notwendige Abstraktionen zu sein haben, dass gar nichts erklärbar ist an dieser ganzen komplexen Wirklichkeit, aber irgendwie muss man einen Weg finden, über das Sujet zu reden und zu schreiben.

Es gibt also eine Art Blick durch das Vergrößerungsglas, eine Art Vogelperspektive, auf die Banalität des Alltags *der Anderen*, nicht des Betrachtenden selbst. Der Forscher ist auch deshalb Experte, weil er niemals in diese Banalität fällt – der Forscher hält ja die

Lupe – und weil er durch die Verortung im Anderswo (im ‚Feld‘) immer in einer Art Gegenwelt weilt, während geforscht wird (Deumert im Druck). Und diese Forschung und das Feld, das ganze Teilnehmen und Aufnehmen, Arrangieren von Geräten, Vereinbaren von Treffen und Treffpunkten, Mitmachen beim fremden Leben und in der fremden, immer weniger fremd werdenden Sprache steigert die Expertise zu etwas, das fast mystisch wird, wenn es zu einer Erzählung wird, am Ende der Forschung: Feldforschung als Geisteszustand und Inkorporation.

Das Zuhause des Anderen wird also zu einer Art Erweckungsort des Selbst, der Andere zum Lehrer und Weisen. Das ‚Feld‘ produziert dadurch Objektifizierungen in einer Form, wie sie vor allem

dort vorkommen, wo Personen zu einer Ware gemacht werden, in der Unterhaltungsindustrie etwa. Natürlich kommen in diesem ‚Feld‘ auch die Forschenden vor, als Personen etwa, deren Anwesenheit verhandelt und akzeptiert wurde oder auch nicht, als diejenigen, die der eigentlichen Forschung nachfolgende Projekte initiieren, etwas zurückgeben, und immer so weiter. Was weitgehend fehlt – und das ist das zweite Problem – ist die Reflexion der *Rolle*, die der Experte im ‚Feld‘ spielt. Als wer tritt man auf, was für eine Rolle wird einem zugewiesen? Wie wird der akademische Grad interpretiert, der überall gültige Reisepass, das Schuhwerk, die ausgezahlten Gelder, die Speisegewohnheiten, Wochenendaktivitäten, anreisenden Besucher? Wer ist der Linguist, die Linguistin als Person, welche die Banalität des Alltags ganz gewöhnlicher Menschen in eine Maschine der Exotisierung und Künstlichkeit verwandelt, akademischen Diskurs über das Sprechen?

Die Reflexion darüber, was in uns gesehen wird, produziert in der Regel lediglich Ironie, komische Geschichten, weil wir doch wissen, dass das so nicht geht, was also denken sie nur, die ‚Sprecher‘? Was aber, wenn wir die uns zugeordnete Rolle als unwidersprochenen Teil unseres Aufenthalts im ‚Feld‘ akzeptierten? Das würde zunächst einmal bedeuten die Kontrolle abzugeben, nicht darauf zu bestehen, Experte und derjenige, der die Fragen formuliert, zu sein. Zu akzeptieren, dass wir eine bestimmte Rolle zugewiesen bekommen und als Figur gedeutet werden, gibt uns dadurch in gewisser Weise unserer Normalität und damit der Banalität des Alltags zurück. Wir werden zu *naïven* Beobachtern, zu *unbeteiligten* Teilnehmern, deren Erfahrungen

genau so fragmentiert und limitiert sind wie es unser Alltagshorizont eigentlich immer ist. Während Experten Bruchstücke zu kohärenten Erzählungen verbinden, ist die Kunst des Alltags die Akzeptanz des Bruchstückhaften und die Einsetzung der Fragmente als Spolien in immer wieder Neues (Certeau 1990). Die ‚Daten‘, die diese wiedergewonnene Banalität generiert, sind kleine Geschichten wie die in diesem Text erzählten, also das, was wir im Moment erfahren und verstehen – mehr nicht.

Die Frau im Reisebüro, das sich auf Flüge nach Nigeria spezialisiert hat, sagt „Everything is process, but I can give you small stories“.

Um diese *small stories* als eine adäquate Form des Erzählens von Wirklichkeit nutzen zu können ist es also wichtig, erlerntes Wissen, die ganze Disziplinierung, wieder zu vergessen.

Abb. 14:  
Diese Brille habe ich jedenfalls am Strand gefunden.  
(A. Storch)



Anstelle der imaginierten Kontrolle über das ‚Feld‘, die als Labor gedachte Welt, und die konstruierte Hierarchie zwischen Experte und Sprecher tritt das Zwischenmenschliche und das Teilen von Erfahrungen unter ganz normalen Menschen. Das ändert nichts daran, dass Begegnungen zwischen Ungleichen stattfinden und wir mit der Frage nach Verantwortung konfrontiert sind, welche die Linguistik zu übernehmen hat. Aber Begegnungen, die Mitmenschlichkeit in den Vordergrund stellen, lassen uns sehr viel dringlicher nach Wegen suchen, die aus dem Widerspruch der ‚Feldforschung‘ herausführen und uns Möglichkeiten finden lassen, Verantwortung zu übernehmen, ohne andere Menschen und anderes Leben ungefragt ändern zu wollen. Vielmehr geht es beim Annehmen der Rolle, die andere für uns finden, darum, zu akzeptieren, dass die Expertenfiguren vielleicht doch *nicht* wichtig sind, und dass akademische Disziplinarität mit all ihren Methodologien und Ideologien eben immer nur eine arbiträre (obgleich hegemoniale) Möglichkeit unter vielen darstellt, um die Produktion von Wissen zu konzeptionalisieren.

Der afroamerikanische Künstler David Hammons, der mit einem Beitrag zur Diaspora an der *Dakart* 2004 teilgenommen hat, setzt dem hegemonialen Genre des alles wegerklärenden Textes eine andere Art Schreiben entgegen, die als *visionary literacy* gelesen werden kann. Hammons schlägt vor, der Verlockung der ethnographischen Interpretation zu widerstehen und den Text als Bewegung, Prozess und Erfahrung zu verstehen, der nicht eindeutig ist, aber Zwischenmenschlichkeit und Offenheit zulässt. Sein Werk *Spirit Writing* (2004) erzählt vom Text und der Geschichte als

einem Ausdruck von Verbindung und Verbundenheit und kann in gewisser Weise als Metapher für das gelesen werden, was *small stories* als Produkt des zerfallenden ‚Felds‘ darstellen. Zwar schreibt Hammons seine Texte mit einem Stift auf gewöhnliches Papier, aber dort endet die Vergleichbarkeit mit dem Hegemonialen. Die Zeichen auf dem Papier sind andere als die, welche wir sonst lesen, und scheinen sich auf den wenigen Seiten ständig zu verändern.

Die *small stories* vom *Ballermann* scheinen dasselbe zu tun; ihre Gestalt ist vertraut, aber ihre Bedeutung so offensichtlich nicht festgeschrieben, dass sie uns nicht nur davon berichten, welche gemeinsamen Erfahrungen geteilte sprachliche Praxis bietet, sondern auch, wie wandelbar ihre Bedeutungen sind und ihre Verortungen.

Sich am *Ballermann* auf die zugewiesenen Rollen einzulassen bedeutet, an einem Ort, dessen einzige Konstanz seine geographischen Koordinaten und seine urbane Architektur zu sein scheinen, eine Vielzahl von Rollen zu spielen: Touristin, Objekt einer Mutprobe, Gesprächspartnerin, Kundin, Unsichtbare, Gast, MILF, Trinkerin, Wohlerzogene. Nicht alle diese Rollen möchte ich zu Ende spielen, aber den Menschen, denen ich an diesem Ort begegne, ist das möglicherweise mitunter egal. Es spielt bei dieser *performativen Feldforschung* auch gar keine Rolle – ob mich jemand danach fragt, was ich in Arenal mache, der Inhaber eines Souvenirgeschäftes, ein Feiernder oder eine Raumpflegerin: Ich sage es so wie es ist, ich bin hier als eine Angehörige einer Universität, die sich für die linguistischen Praktiken im Massentourismus interessiert. Das ist keine besonders interessante Auskunft, nicht furchtbar glaubwürdig, und auch keine

Aussage, die ein weiteres Vertiefen dieses Themas zur Folge hat. Vielmehr stellt das, was sonst die vorherrschende Rolle ist (die Expertin, ihr ‚Projekt‘, die ‚Forschung‘) eine Intervention dar, und das, was in der Feldforschung als Intervention gesehen werden könnte (das Tragen des selbstgemachten Motto-T-Shirts, der Besuch im *Bierkönig*), die Normalität. Interessant ist an den Begegnungen am *Ballermann* eigentlich die Interaktion innerhalb des Skripts; ihr folgen wiederkehrende Interaktionen und eine gewisse Routine (Storch und Traber, in Vorbereitung). Die Routine meiner Darbietung und der Gestaltung meiner Begegnungen mit anderen Menschen führt dazu, dass sich der antitouristische Nicht-Ort in einen Raum voller Möglichkeiten verwandeln kann, die aber immer auch die Möglichkeiten *der Anderen* sind, nicht *meine*.

Indem man das, was andere in uns sehen wollen, akzeptiert, kann man also in den Hintergrund treten, beiseite gehen und aufhören, das ‚Feld‘, diesen *non-place*, zu kontrollieren. Man kann aber außerdem die Erfahrung machen, was es bedeutet, benannt, platziert und erklärt zu werden, denn man gerät bis zu einem gewissen Grad eben genau in die Position, in der gedacht üblicherweise diejenigen sind, die wir in unseren Forschungen beschreiben und verstehen sollen.



Abb. 15:  
Geskriptete Rolle im passenden Kostüm,  
reflektiert in s/w.  
(A. Mietzner)

Am banalsten Ort den ich mir denken kann, der Strandpromenade und dem angrenzenden Großraumlokal, werden zwei junge Frauen von einem Straßenhändler angesprochen. *Ça va? – Oui, ça va. – Vous venez d’où? – Nous sommes de France – Mais initialement vous venez de l’Afrique? – Du Sénégal, oui, mais on est à Paris. – Paris, j’ai déjà vu. Vous connaissez ça là-bas? C’est très bien connu, c’est là où on peut voir tous les allemands. Balaman six ... il faut aller.* Die Touristinnen aus Paris folgen dem Vorschlag des jungen Mannes und erheben sich vom

Mäuerchen, das den Strand von der Straße trennt und gehen zum *Balneario* 6, um sich die Deutschen anzuschauen.

Ich bin, in meinem neuen T-Shirt mit dem Aufdruck, eine Figur in einem Stück über das Narrenschiff (St. Orch et al. 2017), das anzuschauen man aus Paris anreisen kann, für ein paar Stunden. Das Stück ist kompliziert, nicht leicht zu verstehen. Die *dramatis personae* ändern sich laufend, und ihre Geschichten enden mal gut und mal schlecht. Es ist nicht immer gut zu erkennen, was auf der Bühne geschieht, denn auch die Plätze, von denen das Stück betrachtet werden kann, weisen eine schwankende Qualität auf, so dass man manchmal sehr viel und manchmal gar nichts sieht.

## Dank

Ich danke Angi Mietzner, Nico Nassenstein und Janine Traber für wertvolle Hinweise zu einer anderen Version dieses Texts und Chris Bongartz, Ana Deumert und Ingo Warnke für inspirierende Diskussionen.

## Literaturangaben

Certeau, Michel de. 1990. *L'Invention du quotidien. I. Arts de faire*. Paris: Gallimard.

Deumert, Ana. Im Druck. Participant Observation. In Jeroen Darquennes, Joe Salmons & Wim Vandenbussche (Hrsg.), *Handbook on Language Contact*. Berlin: De Gruyter Mouton.

Deumert, Ana & Anne Storch. Im Druck. Language as world heritage? Critical perspectives on language-as-archive. In Natsuko Akagawa & Laurajane Smith (Hrsg.), *Intangible Heritage*. London: Routledge.

Dixon, R.M.W. 1997. *The Rise and Fall of Languages*. Oxford: Oxford University Press.

Hammons, David. 2004. Spirit Writing. In David Hammons, Maria Magdalena Campus-Pons & Pamela Z (Hrsg.), *Memory Diaspora Place*, S. 1-21. München: Prestel.

Hill, Jane H. 2002. "Expert rhetorics" in advocacy for endangered languages: who is listening, and what do they hear? *Journal of Linguistic Anthropology* 12.2: 119-133.

Romeiß-Stracke, Felizitas. 2010. Mehr Baukultur im Tourismus. In Harald Pechlaner & Sylvia Schön (Hrsg.), *Regionale Baukultur als Erfolgsfaktor im Tourismus*, S. 13-22. Berlin: Erich Schmidt.

Storch, Anne & Janine Traber. In Vorbereitung. Quick encounters, hostile communities. Manuskript.

St. Orch, Angelika, Nico Schneider, Nina Traber, Anne-Janine & Nassenstein M. Ietzner. 2017. A controversial academic journey through camera viewfinders, around debated normaliminalities and reflections on stained mirrors. *The Mouth* 1: 156-166.

Taussig, Michael. 1999. *Defacement*. Stanford: Stanford University Press.

Thurlow, Crispin & Adam Jaworski. 2011. Tourism discourse: Languages and banal globalization. In Li Wei (Hrsg.), *Applied Linguistics Review* 2, S. 285-312. Berlin: De Gruyter Mouton.

Urry, John. 2002. *The Tourist Gaze*. London: Sage.